



Von SEBASTIAN STEIN, BERNI DOESSEGGER, STEPHAN JANITZKY

72^h toni.

Drei Tage
wach in Zürich.*

283

*) Dieser Text über die ZHdK in Zürich erschien zuerst im Magazin *Zürich muss Sterben*, 2016.



Day I

Sebastian Stein

Am Abend davor schon etwas euphorisiert von all dem Beton und Neonlicht im Dunklen die Rampe raufgelaufen. Von oben immer wieder runtergeguckt in die Tiefe auf die Richtungspfeile und das Muster von dunklen und beleuchteten Flächen. Die Tür zum Dach war leider verschlossen. Aber die kühlende Nachtluft, die auf Augenhöhe vorbeifahrenden Züge und die geraden Linien des Betonkomplexes waren nach all dem Hin und Her des heißen Tages auch so ein guter Kontrast. In der Nacht schlafe ich hart und unruhig, bis ich mir aus zwei Pullovern ein Kopfkissen zusammenrolle. Dann am Morgen im grellen Sonnenlicht ein erneuter Versuch, ins Innere des Komplexes zu gelangen.

Dann kam der Moment, da sie einen Stacheldrahtzaun erreichten, der das Ende des Weges bedeutete. Es war keine besonders imposante Absperrung; drei Meter hoch, fest gespannte Drähte, aber nur wenige Stacheln, die eher an eine Verwendung in der Landwirtschaft erinnerten als an Grenzen. Hinter den Drähten war die Straße vor 20 oder 30 Jahren mit Dynamit zerstört worden, und man sah sie noch zwischen den Gräsern, ohne den Glanz vergangener Zeiten, bis zu einer zweiten Absperrung, dann verlor sie sich hinter einer Wand aus Tannen. Im Niemandsland zwischen den Absperrungen wuchsen junge Bäume wild durcheinander, denn seit Langem breitete sich der Wald aus, ohne das sich noch jemand die Mühe machte, ihn zu pflegen. Weit und breit erhob sich kein einziger Wachturm. Man befand sich an einem Ort, der so fern von allem lag, dass man es offenbar für überflüssig hielt, ihn zu überwachen.

Relativ schnell wird klar, dass Transparenz hier das Masterprinzip ist. Alles ist schön ausgeschildert, übersichtlich, freigestellt, ausgezeichnet, hinter Glas, identifiziert, einzeln verpackt. Wobei ich auf der Suche nach dem Klo auch auf einige Türen und dahinter Korridore stoße, die in kleine Zwischenräume führen, von wo aus man durch weitere Türen in wieder andere Räume kommt, deren Funktion und Anschluss nicht ganz klar sind. Wahrscheinlich sitzt da die Verwaltung.

Dabei hatte ich gedacht, dass der Kapitalismus schon weiter gewesen wäre. Im neuen »Toni« scheint ein Rückschritt aus dem Spiel der frei sich befruchtenden produktiven Kreativsubjekte zurück ins disziplinierende Panoptikum der Universitätsfabrik stattzufinden. War es nicht beschlossene Sache und von allen Seiten mehrfach und immer wieder und immer wieder bestätigt





worden, dass flexibel, netzwerkend, projekt-basiert, kollaborativ – doch stets ich-stabil –, mobil, selbstverwaltet, selbstunternehmerisch und selbstfinanziert, der produktivste und am meisten Mehrwert generierende Produktionsmodus sei? Weil hier die gesamte Person produktiv gemacht wird, und nachdem ohnehin schon die ganze Zeit gearbeitet wird, noch andere Bereiche wie Gefühle, Kommunikation, Auftreten etc. trainiert und verwertet werden können und eben noch mehr: Mehrere Subjekte tun ihre Personen zusammen und werden kollaborierend eine noch effektivere Produktionsmaschine. Das findet sich als Prinzip schon alles bei Marx. Ein Modus zudem, der den größten Output an Innovation und Neuem garantiert, ohne dass dabei wirklich größere Umstürze passieren, weil alle immer zugleich miteinander arbeiten und miteinander konkurrieren – es am Ende meistens darum geht, die eigene Person nach vorne zu bringen.

Der erste Eindruck war aber nur den Äußerlichkeiten geschuldet. Nachdem ich mir die Strategie-, Lehr- und sonstigen Konzepte angeguckt hatte, ist es genau dasselbe: Cultural Entrepreneurship, mach dein eigenes Ding, lebe von deinen Ideen, unternehmerisches Handeln in der Kulturwirtschaft, Produkte oder Dienstleistungen marktreif entwickeln, Unternehmen gründen, bei Spin-offs mitwirken, auf existierende Märkte hin ausgebildet werden, auf das Erwerbsleben in einer vielgestaltigen beruflichen Realität vorbereitet zu werden, versteht sich von selbst, usw.

Eine kleine Pause mit Espresso im Pappbecher und komprimierter Schokolade hilft Notizen niederzuschreiben und sich hier weiter umzuschauen. Auch um das ausgefallene Frühstück zu kompensieren. Wir sind offensichtlich als fremde Beobachter zu erkennen, niemand nimmt daran aber besonderen Anstoß. Eher gleiten wir relativ unbeachtet durch die Hallen, über die Treppen, durch Korridore, zu einem Ruheplatz, aufs Dach, über weitere Treppen, durch weitere Korridore, in die Mediathek, in die Mensa, ins Café und wieder hinaus. Die Fabrik interessiert sich nicht für uns.

»Toni« ist also eine widersprüchliche Wiederbelebung eines Einschließungsmilieus, in dem Disziplin und Kontrolle verinnerlicht werden sollen. Ein optimierender Lern- und Bildungskomplex, der die Produktion von effektiven-kreativen-innovativen Subjekten sichert. Ein weiterer Knoten im Kreativitätsdispositiv, wo unaufhörlich das Mantra wiederholt wird: Du willst und du sollst auch kreativ sein. Hier lernst und verinnerlichst du es. Alle tun es, alle sehen es, du siehst es. Du kannst es zusammen mit anderen tun. Es macht Spaß. Es macht Sinn. Es kann immer so sein. Du kannst davon leben. Alle machen es. Es ist normal. Es ist gut. Du wirst besser und gut dadurch. Alles wird gut. So machen wir's.





Mir scheint es auch so, dass man sich irgendwie mehr am Leben fühlt, wenn man etwas macht, wenn man jemandem etwas erzählen kann, man angerufen wird, Fragen gestellt oder E-Mails geschrieben bekommt, jemand eine Zigarette mit einem rauchen oder einen Kaffee mit einem trinken will, man eine Präsentation macht, Texte schreibt, Platten oder Bücher produziert, Flyer drucken lässt und vor allem: Rückmeldung bekommt. Neulich las ich das hier: »Part of the problem is this bourgeois subject we inevitably are. We feel compelled to act out of a longing for authenticity, as if one always needed to check oneself out under the gaze of the other; the imagined sin of inaction insinuates itself and so one burdens oneself with a moral imperative to extend ones responsibility in an impossible way. Let's call it a globalisation of concern that actually achieves little but allows one the illusion of compassion. We are denied the power to act and at the same time burdened with the moral responsibility for this lack of power to prevent or abolish the suffering which the system imposes on its victims.«

Der letzte Teil führt noch in eine andere Richtung. Aber sowohl das bürgerliche Subjekt als auch das gegenwärtige, ich nenne es einfach noch das spät-kapitalistische Subjekt, müssen über ein versichertes Selbst verfügen, damit die gegenwärtige Ökonomie weiter so funktionieren kann, wie sie es tut. Das Selbst ist eine zentrale Struktur im gegenwärtigen Paradigma: Es entscheidet, formuliert, verantwortet, haftet, distinguiert sich, fühlt. Es will leben, versucht herauszufinden, wie es das tun will, wie es sich geben soll, was es fühlt, wieso es anders als die anderen ist, was es einzigartig macht, was es anziehen soll, was essen, wie wohnen, mit wem sich umgeben, welchen Job annehmen, was angucken, sich wo anmelden, wogegen Widerstand leisten, was abonnieren, wen liken, was unterschreiben, was besitzen, wen heiraten, wovon träumen, mit wem Kinder haben, wie sterben, wem was vererben, überlegen, wie die Welt ohne es sein wird, wofür den eigenen Namen hergeben und Ähnliches. Gleich hinter einer doppelten Sicherheitsschleuse findet sich eine Lounge mit einem von der Decke hängenden Stahlkamin, einer Marmorbar und Champagner im Kühlschrank. Das offizielle Motto hier, so wird schnell klar, ist James Bond: Hinter Türschildern wie »Stirb an einem anderem Tag« schießen Laboranten in blauen Kitteln Blut durch künstliche Arme und lesen die Ergebnisse aus Massenspektrometern. So scheint es bei Google Life Sciences zuzugehen.

Fazit: Die ohnehin nur noch als relative Heteronomie zu bezeichnende Autonomie der Kunst wird im »Toni« von Grund auf entkernt. Maybe it's already too late to change the future wurde dort stattdessen fest installiert. Aber all das ist längst bekannt und wird ohnehin überall ständig wiedergekaut –





nicht zuletzt im und vom »Toni«-Komplex selbst. Mit dem Effekt, dadurch noch mehr Kapital durch Kritik anzuhäufen, ohne an der Dynamik oder den Verhältnissen etwas zu ändern. Eher noch wird diese Kritik am eigenen Tun und am Betrieb, in dem man steckt, zum einzig denkbaren erhoben, was man noch tun kann, zur einzigen Möglichkeit, die noch bleibt, und zum Einzigem, was noch getan wird. Mit anderer Leute Worten: »The paths to another form of life seem blocked.« »And so there's nothing for it but to take their money, live as best we can, and try to build prototypes for another life in the margins. Any and every space might be a site for this. The results will likely be modest.«

Jetzt aber lieber wieder weiter im Programm: hanging together on a trippy trip.

DAY II

Berni Doessegger

Zum Eingang der umgebauten Fabrik führt eine Rampe für 5000 Studierende, Dozierende und Mitarbeitende. Früher fuhren dort die Lastwagen in die Toni-Molkerei hinauf. Heute wird über sie die ZHdK mit kreativen Köpfen, gesunden Körpern, leuchtenden Augen versorgt, hungrig auf spannende Begegnungen und Austausch. Erhebungen trennen sie säuberlich nach Geschlecht, Abschlüssen, Kosten und anderen Faktoren.

Diese Reduzierung ist hinzunehmen. Man bezahlt damit seine Zugehörigkeit. Wir sind längst eingeübt in diese Art von Tauschritualen. Sie machen unsere Gesellschaft aus, regulieren die innere Ökonomie und unsere Möglichkeiten. Alle Welt weiß, wie knapp unsere Möglichkeiten sind. Darum ist es umso wichtiger, sich nach persönlichem Glück auszustrecken. Manche lieben diese Art von Herausforderungen. Für andere ist es eine Qual, die es durchzustehen gilt, um wenigstens etwas Freiheit zu gewinnen. Wir verstehen dies als Teil unseres Lebens: Jugend, Ausbildung, Familie, materieller und spiritueller Reichtum, Sterben. Alles kann besser oder schlechter gelingen. Aber für uns hat das Glück nur einen Sinn, wenn es sich akkumuliert, eines zum anderen führt.

In der ZHdK gibt es einen Musikclub, einen Kunstraum, ein Kino, ein Schaulager, einen Konzertsaal mit zwei Orgeln und einer aufwendigen Akustik und noch einen für Kammermusik. Es gibt einen Apple Store, einen Music Store und zahlreiche Coffee Spots. Dazwischen gibt es sogenannte Oasen, bequeme Stühle, Tische, Pflanzen und vielleicht etwas Wasser. In der Mit-





tagspause parken vor der ZHdK lizenzierte Foodtrucks unter dem Viadukt und verkaufen Essen aus allen Weltteilen. Die Atmosphäre im Campus hat etwas Kosmopolitisches. Alte holistische Ideen scheinen wie umgegossen in die morbide Welt des Betons. Sie ringen uns ein letztes Blinzeln des Glücks ab, ähnlich wie in der abgeschlossenen Hemisphäre großer Shoppingmalls. Die Kita, die Erholungsasien, die kleinen Wohncontainer für Gastdozenten im Erdgeschoss, die privaten Apartments im Turm für die gehobene Preisklasse unterstreichen das Bild eines kleinen Makrokosmos, genau wie auch das pseudoanarchistische Urban Gardening einer Studentengruppe auf dem Dach des Gebäudes.

Nichts täuscht über die neoliberale Disziplinierungsmaschine hinweg. Nichts täuscht über das unternehmerische Gebaren der ZHdK hinweg.

Die Mühe, dies zu verschleiern, hat man sich ganz einfach gespart. Die neue millionenschwere Fassade der ehemaligen Toni-Molkerei erinnert sogar an ein amerikanisches Gefängnis. Auch im Inneren sind architektonische Referenzen so durchschaubar wie abgedroschen. Das Innere, die Treppen, die Galerien, die Rundläufe beschwören Vernetzung und Begegnung. Sie sollen schwebende, frei flottierende Dispositive von Kreativität forcieren, eine Art Zukunft versprechen, die eher einer unternehmerischen als utopischen Logik gehorcht.

Die Innenfenster zu den Seminarräumen, die digitalen Infopanel und überhaupt die sich überall wiederholende Bemühung um durchlässige Transparenz sollen auf plakative Weise den Austausch zwischen den Disziplinen fördern. Aber anstelle von transdisziplinären Prozessen und Kunstwerken begegnet man nur den offensichtlichen, verlogenen Versprechungen davon, dem intensivierten Bemühen um eine Corporate Identity. Die Transparenz fungiert nicht mal zur Generierung von Chaos oder Pluralismus – jener Vorstellung von Kreativität, wie sie von unternehmerischen Ideologien bedient wird. Sie dient einzig und allein zur Herstellung einer Glätte, wie sie jede unpersönliche Macht braucht, um jede Art von Angriffsfläche zu vermeiden.

Offensichtlich dient alles der Herstellung eines lächerlichen Dispositivs von Kreativität. Alles scheint sich um eine Art Simulation und Behauptung von Erzeugung und Vernetzung zu handeln. Diese Kreativität handelt statt von einem unterworfenen Subjekt von einem freien, weltbürgerlichen, sich immer neu entwerfenden und erfindenden Projekt, einer individuellen Freiheit, die sich als Freiheit des Kapitals verwirklicht. Letztlich ist es die Art von Kreativität, wie sie überall in der Werbung zu sehen ist. Eine Mischung aus der Optimierung unseres Lebens als Medium von Glück und der Verheißung, unsere Freiheit als ein Selbstdesign zu strukturieren. Die Kunst wird hier zwar als





moralische Kategorie ins Feld geführt, als eine Art Verlockung individueller Verwirklichung, als ein egalitärer Kampf um Möglichkeiten. Aber sie dient nur dazu, dem Begehren der Massen, die in die Universität strömt, ihrer Suche nach Sinn zum Ausdruck zu verhelfen, ohne die Herrschaftsverhältnisse anzutasten, in der diese Subjektivierung ihren Ausgang hat. Alles dient einer unter-schwelligem Erfahrbarkeit der eigenen Austauschbarkeit, sodass sich der Mangel direkt ins Herz verpflanzt. Alles muss darauf hinauslaufen, dass man sich wenigstens selbst ein Ziel gibt. Das scheint die List dieses Foucault-vergessenen Raums zu sein. Dabei geht es nicht mal um sogenannte primäre Kreativität, sondern um eine Art Quartärsektor, der Kreativität formal reguliert und verwaltet und das Phantasma von Vernetzung in der Vordergrund stellt. Statt in Ateliers Unmengen von Zigaretten zu rauchen und scheußlichen Kaffee zu trinken, bastelt man an Projekten, die genau diese Art von Macht binden.

Als eine kleine Gruppe von Studenten und Dozenten sich zusammenschloss, um mit einem offenen Brief gegen eine für sie empfundene sexistische Werbekampagne der ZHdK zu protestieren (Die Ironie des Kussmunds von Christa Rigozzi war wohl zu durchschaubar), wusste die Direktion nichts anderes, als ihr Anliegen mit einem Ausdruck der Enttäuschung zu zerschlagen: Die Kritiker hätten es leider versäumt, in den geeigneten Gremien an der Gestaltung der Werbung mitzuwirken. Darüber hinaus wurde darauf verwiesen, dass die ZHdK sich ohnehin in ihrer Gender- und Diversity-Policy dazu verpflichtet hat, möglichen Diskriminierungen aktiv zu begegnen.

Diese neue Autorität beweist ihre Macht nicht mehr, indem sie diese in Form von autoritären Gesten demonstriert. Stattdessen schleust sie jede Form von Kritik direkt in die Endlosschleife prozessualer Dauerzustände ein, über die je nach Lage beliebig verfügt werden kann. Es liegt in der Erkenntnis jedes Einzelnen, dass man in dieser Zeit Besseres machen könnte. Letztlich bleibt einem nichts anders übrig, als diesen Zustand auszustehen.

Man kann verstehen, dass hier nicht viel übrig bleibt, als an den eigenen Identitäten, Karrieren, Lebensentwürfen und Projekten herumzubasteln, kurz: diesem Konzept von Freiheit in die Falle zu laufen. Diese Freiheit kennt keine Tiefe, keine Transzendenz, nicht mal einen Code, sie beherrschen oder sich ihr opfern zu können. Es geht vielmehr darum, sich mit ihr zu schmücken, sie sich anzueignen. Letztlich kann man in dieser Art von Freiheit sowieso nur immer sich selbst entdecken, sich selbst und sein Unvermögen. Dieser zynische Begriff von Freiheit zielt direkt auf das Über-Ich ab, auf den Imperativ der Entfaltung, der Optimierung, der Innovation und des Genusses von Freiheit. Es geht weniger um den Rausch von Freiheit, ihren Exzess zu durch-





laufen, als in den Kredit dieser Freiheit zu gelangen. Weit davon, etwas tatsächlich zu tun, geht es darum, die tatsächliche Negation unter Kontrolle zu halten, sie nicht zu veräußern, weder für sich noch für andere.

Wie jedes andere Unternehmen ist auch die Universität an einen Konkurrenzkampf und geostrategische Überlegungen gebunden. Sie dient, wie jede andere Apparatur, der Wertschöpfung. Als eine Art Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft, grenzt sich die Universität gegen außen ab und errichtet so ein Wertgefälle. In diesem Kampf geht es nicht mehr um Territorien. Es geht nicht mal mehr um die Eroberung von Diskursen, Behauptungen und Setzungen, sondern schlichtweg um Dispositive der Macht. Es handelt sich um eine postideologische Kampfzone, die mit Entwicklung, Spezialisierung und Wachstum geführt wird, mit dem gleichzeitigen Problem seiner Kosten, was paradoxerweise nicht zu einer Asymmetrie führt, sondern im Gegenteil, zu einem ständigen Machtzuwachs, der die Verwaltung dieses Kampfes bedeutet. Daraus resultiert eine neue Art von Souveränität, die sich durch Macht als Wissen legitimiert und im Gewand der Aufklärung ihren Zweck erfüllt.

Bis ins 20. Jahrhundert diente der industrielle Komplex der Kunst der Ausbeutung. Man konnte Kunst deshalb so gut ausbeuten, weil sie ideell und dies ihre innigste Hoffnung war. Aber heute, wo diese Hoffnung gestorben ist, ist der prekäre und exquisite Raum der Kunst direkt mit der Medialisierung von liberalistischen Werten kurzgeschlossen. Genauso wie man einst die humanistischen und revolutionären Werte in Form von Heeren in die Welt entsandt hat, geht es heute um eine imperialistische Verbreitung kreativer Dispositive, mit dem Ziel, das Humankapital an sich zu reißen. Denn unsere Idee von Kreativität, die sich fest in unseren Herzen verankert hat, bildet die Vorhut unseres moralischen Kampfes um Liberalismus und Gleichheit. Die modernden Hochschulen zeigen aber vor allem, wie wenig von den ursprünglichen Idee von Aufklärung übrig geblieben ist bzw. wie ihre Werte immer noch als kriegerische Instrumente eingesetzt werden und um die Maschinen der Ausbeutung aufrechtzuerhalten.

Die liberalen Strömungen haben das aufklärerische Denken längst durch die Illusion individueller Freiheiten im Kapitalismus ersetzt. Die aufklärerischen Werte waren zwar schon immer fragwürdig. Sie waren nie wirklich eine Gegenmacht und gingen immer einher mit imperialistischen Verfahren. Aber heute geht es vor allem um die Generierung von desubjektiviertem Humankapital.

Zwar lösen diese Werte die Kategorien wie Nationen, Rassen und Klassen auf, da sie sich gleichgültig gegenüber ihnen verhalten, aber sie tun dies nicht durch Gleichheit, sondern durch die Etablierung eines globalen





Wertgefälles, das die universitäre Hegemonie im globalen Raum absichert. Daher führt das Recht auf Bildung nicht zur Chancengleichheit, sondern zur weltweiten Kanalisierung der transversalen Ströme von Humankapital.

Die Schwelle, die die Universität durch den sozialen Körper schneidet, unterstreicht damit ihre Exklusivität. An ihr teilt sich der soziale Körper, während sie gleichzeitig mit der Hoffnung auf Chancengleichheit spielt. Sie steht für das antagonistische Gefälle, die von Europas Mitte ausgeht und als Sogwirkung in die ganze Welt ausstrahlt und die Asymmetrie des Imperialismus in einer zweiten Ebene fortführen. Es ist so gesehen unübersehbar, dass die Universität der primäre Ort geworden ist, wo sich die neoliberalen Strategien mit linker, aufklärerischer Gesinnung synchronisieren.

Man muss sich deshalb fragen, was es bedeutet, dass gerade die neuen kritischen Theorien dort eine neue Stätte erhalten, wo sie doch überall anderswo Grenzen und Differenzen kritisieren wollen. Man könnte meinen, dass gerade dadurch diese neuen Theorien korrumpiert, unglaubwürdig und entpolitisiert werden. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die Kritik kommt zwar direkt aus dem Innern der Universität, sichert aber gleichzeitig ihre innere inhaltliche Auseinandersetzung, mit der sie ihren Status legitimiert.

Damit wird jede kritische Artikulation zum Selbstläufer, rückgekoppelt in universitäre Betriebsamkeit. Während die Dringlichkeit, die aus den neuen Theorien wie Gender- und Curating Studies vorgeschoben werden, eher wie polizeiliche Einrichtungen innerhalb der Universität fungieren, um die Maschinen der Liberalisierung ins Endlose zu beschleunigen. Das erklärt die Parallelisierung dieser Kämpfe. Und weshalb, egal mit welcher Motivation sie geführt werden, sie die Systeme schließen, nicht öffnen.

DAY III

Stephan Janitzky

Keywords: Contemporary, Creative Industries, Kreativität, Zukunft, Toni-Areal, Körper, Beton, Stahl, Glas, Porno, Schweiz, Psychologie, Amokalarm, Lebensmittel-Replikator, französischer Präsident, Fun, 5000, Tätowierung, Identifikation.

Einleitung, oder was wollen die Leute noch im Theater? Sie wollen die Schauspieler genießen und die Geschichten die sie ihnen erzählen. Sitze ich im »Toni-Areal«, sehe ich funktionale Körper. Die Handlung ist klar, der Kontext komplex: Creative industries marching around. Manches wirkt





authentisch, manches sehr gekünstelt – beides könnte gut werden. Doch jetzt geht es los, jetzt zerhaut es mir gleich meine ganze kritische Beobachterdistanz. Alles dreht sich plötzlich ganz schwindelig. What is it? Ich sehe nur noch verdoppelte Körper und authentische Rollen, ganz ohne Geschichte. Die Gestalten aus Fleisch und Blut untrennbar verbunden mit ihrer Rolle. Alle sind schon immer gleich ganz ihre Rolle, gleich Studentin, Dozent, Künstlerin und Designer. Die Ebenen lösen sich auf, alles wirkt ganz und echt. Wird hier noch gespielt oder ist alles schon in eine Wirklichkeit gefallen? ... und ich dachte, ich schau mir das hier einfach mal an. So wie im Theater.

Es handelt sich bei den vorliegenden Fotografien um ein digitales Aufnahmeverfahren, da dieses einen entscheidenden Vorteil hat. Das erzeugte Bild ist bei gleichbleibender Qualität reproduzierbar, hat aber kein Negativ. »Toni« will sich auch nicht mit der Entwicklung beschäftigen (auf Darkroom hat er keinen Bock, er liebt die Transparenz), er will, dass der Laden in Highdefinition einfach läuft. Deshalb wird jegliches Negativ vergessen gemacht, jeder Abdruck, der hinterlassen wird beim Aufstoßen der gläsernen Portale; sofort weggeputzt vom Personal. Hinein darf nur das Positive, hinaus gelangt nur das Positivistische. Dem Virtuellen wird hier der Platz der reinen Theorie zugewiesen, nachzulesen in der hauseigenen Mediathek. »Toni« versteht sich als vollkommen in der zeitgenössischen Realität aufgegangen und verwirklicht. Einzelnen und individuellen Optimierungsprojekten steht er ganz offen, aber stets auch wohlwollend bis kritisch gegenüber. Er will in erster Linie Dinge ermöglichen.



Hauptteil: Warum eigentlich nicht Leidenschaft? Warum leide ich eigentlich nicht im »Toni-Areal«? Vielleicht weil ich weiß, dass ich gleich wieder weggehen kann, ich keine Bindung an diesen Ort eingehen muss, für mich nichts Relevantes auf dem Spiel steht? Die Temperatur stimmt. Kein Frieren, kein Schwitzen. Das hat bestimmt seinen Anteil an der Spaceship-Atmosphäre, die regulierte Temperatur. Hier kann ich überleben, dafür wird gesorgt, die Technik ist auf dem neuesten Stand. So what's the problem? Genieß es doch einfach! Woher mein Unbehagen? Bin ich noch nicht bereit für die next generation of creativity, für die Zukunft, fürs Raumschiff? Bin ich dem Planeten Erde noch zu nostalgisch verhaftet, mit seinen guten alten Kunstakademien; Graffiti-beschmierte Wände, Ölfarbe an jeder Türklinke, auf dem Gang vor den Studios ein Mann, besoffen, Professor, die Studentin zulabernd, ein Meister. So gut hat es mir da gar nicht gefallen ... von mir aus kann es also losgehn, vielleicht





wird's ja doch ganz lustig. Irgendwie scheint sich aber der angekündigte Start in neue Welten zu verzögern. Überhaupt scheint das Spaceship doch recht stark angebunden an seine Umgebung. Brauchen wir nicht noch mehr Urban-Farming-Stations auf dem Dach, um auch längere kritische Reisen unternehmen zu können? Die Besatzung scheint sich schon an die Food-Trucks gewöhnt zu haben, wo sind eigentlich die Nahrungsmittel-Replikatoren? Sollen diese aufgepimpten Gulaschkanonen etwa schon alles gewesen sein? Es fängt an zu nerven. Dauernd wird der Start in die Zukunft verschoben. Jetzt verteilen sie ein paar Gummibärchen und Hefte über Bildung und Zukunft. Ja, Zukunft immer her damit, wann geht's denn jetzt los? »Toni« rechnet noch mal alles durch, heißt es. Neue Administratoren kommen an Bord, um die Rechenleistung zu erhöhen und so den unmittelbar bevorstehenden Start in die Zukunft schneller vorantreiben zu können. Wir sollen derweil weiter den Ernstfall üben, praxisnah, kein Rumfantasieren, sondern ordentlich im bereits fertig gerechneten Szenario weiter simulieren. Wie fühlt sich das an in der Zukunft? Feedback bitte! Es kommt, wie es kommen musste, die Leute werden nervös, die Stimmung kippt ins Aberwitzige. Irgendwer fängt jetzt einfach mal an zu gestalten, dabei entstehen dann Poster mit halb nackten Frauen, der Nächste bekommt einen kreativen Anfall und dreht ein geiles Image-Movie über den ganzen Fun im »Toni-Areal«, gleich wird noch ein Preis verliehen, Applaus, alle sind gut drauf. Der französische Präsident kommt. Er winkt! Jemand greift zum Telefon. Amokalarm! Na toll ... jetzt kippt die Stimmung schon wieder. Ein Wechselbad der Gefühle. War bestimmt wer von den Psychologen, hat die Lage falsch eingeschätzt, menschliches Versagen. Die Maschine läuft aber gut so weit. Die Polizei bringt alles wieder in Ordnung. Irgendein Kreativer hatte schon angefangen »Je suis Toni«-Shirts zu drucken. Vollkommen daneben! Lage falsch eingeschätzt, menschliches Versagen ... na ja. Katerstimmung. Fun ist ein Stahlbad. Das Ding bleibt jetzt erst mal am Boden, hat die Polizei auch gesagt, dass das mit der Zukunft jetzt erst mal nicht so schnell passieren wird, sie wollen dann später aber gerne auch helfen. Die kreative Truppe im »Toni« richtet sich also erst mal wohnlich ein, dekoriert mit Post-its die Transparenz weg, manche malen ein bisschen mit Ölfarbe rum, andere drucken sich Türstopper in 3-D aus, jemand mit erhöhter Gehaltsstufe köpft die erste Flasche Champagner und gibt einen aus. »Wenn wir schon auf dem Trocknen sitzen ...«, setzt der Meister an, die Studentin zu belabern. Alle sind bald ein bisschen angesoffen, gut drauf und freuen sich, dass es jetzt dann bald losgeht in die Zukunft, keiner denkt mehr an die Polizei, die ja gesagt hat ... usw. »Hör mir auf mit den Bullen, du Schisser!«, grölt jemand aus der Theaterregieklasse. »Freiheit! Freiheit! Wo bleibt der Befehl zur Zündung?«, brüllt



einer von den völlig aus dem Ruder laufenden Administratoren zurück. Im »Toni-Areal« würde natürlich niemals wer irgendwem ungestraft irgendwelche Befehle zu brüllen. Der Sicherheitsdienst nimmt den Theaterfuzzi behutsam zur Seite. Vollprofis! Die machen zwar nur ihren Job ... aber den verdammt gut. Das Ende: Bitte identifizieren sie sich. »Das »Toni-Areal« ist aus Identifikation, Glas und Beton gebaut, damit es ewig stehen bleibt, du Arschloch!« steht in großen Lettern über dem Eingangsportal, in das täglich 5000 Studierende strömen um sich in das zu transformieren, was sie bereits immer wussten, das sie es sind: sie selbst. Identifikation mit sich selbst ist der Stahl, der das »Toni« zusammenhält. Mit der Schweiz, mit Zürich, mit deiner Haut und deinen Haaren. Ohne Identifikation fällt das »Toni« im globalen Wettbewerb um, wie eine Flasche Milch im globalen Wettbewerb auch schon mal umgefallen ist. Und alle, die eintreten, eint die Hoffnung, eines Tages noch einmal durch dieses Portal zu schreiten. Und es wird sich anders anfühlen. Es wird sich umgekehrt anfühlen, Back to Futur 2. Fest und voll von übertriebenem Selbstbewusstsein werden sie zurücktreten in die Welt, so wie sie es gelernt haben durch die ganze Demütigung. The Masters of all Bachelorlors. Mit Mitteln der Mode und des Designs werden sie stolz performen. Die Augen blitzen wach, weit geöffnet in alle Richtungen, das linke Auge kritisch verwirrt, das rechte Auge panisch aggressiv. Diesen Blick, sie werden ihn nie mehr ablegen. Mit ihrem ironischen Lächeln, für ewig zwischen Gehirn und Herz tätowiert, wissen diese nun nicht mehr ganz so jungen aufstrebenden Menschen eines sehr genau: Bescheid. Und: Fun ist ein Stahlbad.

Und: Wir wissen es auch, weil es schon zum zweiten mal im Text vorkommt. So lernen wir. Durch Wiederholung und Einsicht, dass die Zukunft eben doch erst später kommt. Ja. 72 Stunden wach. Ich freue mich auf mein Bett. Es ist später geworden als gedacht. Ich freue mich darauf, wieder im Hotel zu sein, auf meine kleinen Aktivboxen, darauf gleich meine irre Musik hören zu können zum Einschlafen. Ich will allein sein. □